



# Autor

## Thomas Spyra

1948 in Leipzig geboren, in Franken aufgewachsen und verheiratet mit Christl, sie leben seit 1990 in Bad Windsheim. Er ist Mitglied im Autorenverband Franken (AVF).

Zu seinen kreativen Arbeiten zählen neben dem Schreiben, die Malerei und der Chorgesang.

## Bibliografie:

Neben Ausstellungsbüchern, Broschüren und Heften hat er historische Artikel in der örtlichen Zeitung veröffentlicht.

Im November 2009 erschien sein Roman „*Des Meisters Bartel verlorener Ring*“ - eine Familiengeschichte aus Franken Anfang des 18. Jahrhunderts.

Juli 2016 wurde mit „*Wildgänse*“ der zweite historische Roman, eine Geschichte über Liebe, Freiheit und Hoffnung im 18. Jahrhundert herausgegeben. Eine unabhängige Fortsetzung des ersten Buches. Die Erzählungen „*Tötlicher Theriak*“ (2012), „*Dämmerung*“ (2017) und „*Der Alabasterbub*“ (2019) fanden Aufnahme in den Anthologien des AVF zum Schaeff-Scheefen-Preis.

Herstellung und Verlag

© 2020

cristom-kunstverlag, Bad Windsheim

[www.spyra.info](http://www.spyra.info)



ISBN 978-3-00-066886-9

Acrylgemälde 160 x 120 cm, 2011 – Coverbild



Das Bild „Abgestellt und Vergessen“ zeigt einen Eisenbahnwagen der Baureihe *Kassel* der Deutschen Reichsbahn mit dem Waggonlaufzettel von Dresden nach Auschwitz auf einem verlassenen Schienenstrang am Horizont über einem reifen Weizenfeld.

Viele, besonders die älteren Menschen, haben die schreckliche Zeit des NS-Terrors verdrängt. Erinnern und an die jungen Leute weitergeben, damit so etwas nicht wieder passieren kann.

Für meine geliebte Frau Christl,  
ohne die es dieses Buch nicht geben würde.

## **Die Sonne strahlte**

**Die Sonne strahlte vom Himmel**

**– das Korn reifte – Blumen blühten**

**und Menschen wurden**

**diskriminiert**

**ausgeschlossen**

**gequält**

**ausgelöscht**

**vergessen**

**es wird daran erinnert**

**– Schuld aufgearbeitet – weggelegt**

**Die Sonne strahlt vom Himmel**

**– das Korn reift – Blumen blühen**

**und Menschen werden**

**diskriminiert**

**ausgeschlossen**

**gequält**

**ausgelöscht**

**vergessen**

© aus dem Gedichtband

„SichtWeise“ von Christl Spyra



# **Es war nicht meine Schuld**

Eine deutsche Familiengeschichte

Von

**Thomas Spyra**





## Prolog 2016

In fünf Sätzen sollte ich über eine Kunstausstellung mit modernen Bildern berichten. Ich las nochmals meinen Text, hätte mir doch seine Beschreibung geben lassen sollen, damit ich verstand, was der Maler mit den Kunstwerken auszudrücken versuchte.

„Alex! Jetzt beeil dich, in einer halben Stunde ist Redaktionsschluss.“

Mein Chef wurde immer kurz vor Abgabetermin ungeduldig.

„Ja gleich, nur noch Korrekturlesen.“

Drei Minuten später klickte ich auf senden, packte das Tablet in meine Handtasche und verließ das Büro.

Seit vier Jahren war ich in der Redaktion der Nürnberger Nachrichten als Journalistin beschäftigt. Zuständig für die Lokalnachrichten, für alles, was so passiert, vom Feuerwehrfest, über Maibaumaufstellen, Kulturevents oder dem runden Geburtstag einer Frau Doktor *Sowieso*.

Zusätzlich verfasste ich für eine der großen überörtlichen Zeitungen eine Kolumne.

Mein Traum ist es, irgendwann einmal eine Geschichte, eine richtig erstklassige Story oder einen Roman zu schreiben.

Ich war spät dran, schwang mich aufs Fahrrad, kurvte im Stadtgraben entlang, quer durch die Altstadt, missachtete die Fußgängerzone und raste die drei Kilometer zu meinem Lieblingsitaliener, *Pizzeria Catania*, eine kleine familiäre Gaststätte im Stadtteil Gostenhof.

„Ciao Mario!“

„Ciao Bella! Come stai?“

„Molto bene, Grazie.“

„Wie immer?“

„Si, per favore!“

Floskeln, die ich häufiger in der Woche mit dem netten Sizilianer wechselte.

Zum Abendessen traf ich mich donnerstagabends hier regelmäßig mit meiner besten Freundin. Wir hatten beide Journalismus studiert, träumten von der großen Karriere. Aber was nicht ist, kann ja noch werden.

„Ciao! Du kommst spät, wieder nicht fertig geworden“, umarmte sie mich.

„Ciao Annemarie! War wieder ein Stresstag heute.“

Meine Freundin hatte kurz nach dem Studium geheiratet, mittlerweile waren ihre drei Kinder erwachsen und sie schrieb für ein Magazin.

„Prego, un Vino Nero d'Avola é un Aqua naturale!“, Giovanni der achtundvierzigjährige Gastwirtssohn servierte galant meine üblichen Getränke.

„Grazie, ich nehme heute eine Pizza Salami - hast du schon bestellt?“

Annemarie nickte.

„Du musst mal raus hier, sonst lernst du nie einen netten Kerl kennen“, flüsterte sie, „Oder du nimmst Giovanni, der ist noch frei und schaut famos aus. - Ein heißer Sizilianer!“

Sie grinste mir spitzbübisch zu.

„Was soll ich mit dem, der will viele Kinder und wenn ich von der Arbeit komme, stehe ich in der Küche oder serviere hier. Nee, das ist nichts für mich. So einen tollen Mann, wie du hast, bekomme ich eh nicht mehr.“

Wir stießen an und tranken einen Schluck Rotwein.

„Weißt du Annemarie, vielleicht bin ich zu wählerisch, habe mir mein alleinstehendes Leben eingerichtet. Der Mann, der da hinein passt, muss wahrscheinlich erst geboren werden.“

Schade, mit mir stirbt die Scholty – Linie in der siebten Generation aus.“

„Hier in Gostenhof, im Schmelztiegel von Gastarbeitern, Flüchtlingen und der jungen grünen Gesellschaft wirst du schon noch den Richtigen finden.“ Annemarie gab nicht auf, versuchte mich bei jeder Gelegenheit zu verkuppeln.

„Was macht dein Roman?“, ich gab dem Gespräch eine andere Richtung.

„Ich bleibe bei meinen Kurzgeschichten und Gedichten, für einen Roman fehlt mir die Zeit.“

Giovanni servierte die Bestellung: „Prego Signorina Alexandra, ihre Pizza Salami, mit einem Gruß von meiner Mama - und Pasta Bolognese für die Signora.“

Schwungvoll stellte er unsere Essen ab, verbeugte sich, „Buon appetito“, verschwand wieder in die Küche.

„Überleg dir’s, der wäre schon was“, grinste Annemarie, „wie der um dich herumschwänzelt, aber dir ist ja keiner recht!“

„Mir fehlt die Zeit für solche Kindereien. Ich will endlich mit meinem Roman anfangen, jetzt habe ich den perfekten Stoff“, lenkte ich vom Thema ab, „mein Vater hat mir letzte Woche zwei Schuhkartons mit Briefen, handschriftlichen Aufzeichnungen und Fotos von Großmutter Ingeborg übergeben.“

„Na denn viel Erfolg!“

Schweigend aßen wir, bestellten noch einen Espresso und verabschiedeten uns am frühen Abend.

Bis vor kurzem wohnte ich so gut wie anonym in einem Hochhaus in Nürnberg - Langwasser, da fiel eine reifere ledige Frau nicht auf. Ich bin eine nette, vollschlanke Person, trotzdem habe ich noch keinen passenden Partner gefunden, aber es ist noch nicht aller Tage Abend. Wie sagt man, *für jeden Topf findet sich ein Deckel.*

Ich lief die paar Meter bis zum übernächsten Haus, fuhr mit dem Aufzug in den fünften Stock. Vor sechs Monaten war ich hier in meine neue Eigentumswohnung, eine renovierte Mansarde gezogen - einhundertdreißig Quadratmeter einschließlich einer herrlichen Westdachterrasse – eine Traumwohnung.

Mit einem Glas Rotwein und den Schuhkartons setzte ich mich auf meine Terrasse, breitete Briefe und Notizen auf dem Tisch aus. Einige Fotografien, die Großvater in SA-Uniform zeigten - ein Heizer, der vom Lokfenster auf eine Gruppe SS-Offiziere schaut, die Oma in der BDM-Kluft, einen zerknitterten Judenstern mit abgerissenem Eck.

Großmutter hatte in Stichpunkten die Familiengeschichte zusammengestellt. Geboren wurde sie in Leipzig, stammte von *Drüben*, wie man damals hier im Westen sagte. Die DDR, der sozialistische deutsche Staat, Ostdeutschland, wurde von vielen auch *Zone* genannt.

Großmutter war zusammen mit meinem Vater Theo *riiberge-macht*. Früher ein salopper Ausdruck für die Flucht nach Westberlin oder in die Bundesrepublik - Wortbegriffe, die heutzutage kaum einer mehr kennt.

Einmal, ich war noch ein Kind, kam die Urgroßmutter zu Besuch. Eine kleine etwas beleibte, Zigaretten rauchende Frau. Ihren derben sächsischen Dialekt und Humor hatte ich nicht verstanden. Es gibt ein paar alte Fotos von damals.

Meinen richtigen Großvater lernte ich erst später kennen, für mich gab es nur den Opa Willi, den Lebenspartner der Großmutter.

Die *Zonengrenze* trennte mit Mauer und Stacheldraht nicht nur die beiden Deutschland, nein, es gab auch die Trennung in den Köpfen.

Ich hatte minimalstes Interesse an meinen Verwandten *driüben*, kein Bedürfnis hinter den *Eisernen Vorhang* zu fahren.

Vater Theo erzählte mir nur wenig, erinnerte sich angeblich an nichts, hatte alles verdrängt, ausgeblendet.

Ich bin nach meiner Urgroßmutter, mütterlicherseits, Luise Hedwig Alexandra benannt. Namen, die mir noch nie gefallen haben, aber es hätte schlimmer kommen können.

„*Es war nicht meine Schuld*“, ein geflügeltes Wort, nicht nur in unserer Familie. Als Kind hörte ich das ständig, konnte damals nichts damit anfangen.

Heute, mit meinen fast fünfzig Lebensjahren verstehe ich einiges davon besser, versetze mich da hinein.

Einer meiner Urahnen, ich glaube, vor sechs Generationen, soll als fahrender Musikant und Schweineknecht in jungen Jahren auf den großen Gutshof Mooreichen in Oberschlesien gestrandet sein.

Erst sein Enkel Johann hat sich herausgearbeitet aus der untersten Gesellschaftsschicht.

Er zog in den Krieg, eine Pflicht, die viele in seiner Generation mit Begeisterung erfüllten. Immer wieder waren es die Frauen, die vorwärtsdrängten, nicht resignierten, die das Leben neu aufbauten.

Ein Jahr vor seinem Tod habe ich den Großvater Peter kennengelernt. Ich fuhr mit meinen Eltern 1987 zur Herbstmesse nach Leipzig, hierbei genügte damals ein Tagesvisum an der *innerdeutschen Zonengrenze*. Pro Person fünfzig DM für den Tag, ein teures Eintrittsgeld, aber eine Möglichkeit, schnell und unkompliziert in die Geburtsstadt meines Vaters zu fahren. Bereitwillig zeigte er mir die Stätten seiner Kindheit.

„Ich schreibe die Familiengeschichte auf“, erzählte ich meinem Großvater, fragte ihn wissbegierig aus. Drei Tage lang saßen wir zusammen oder spazierten in der Stadt umher und er zeigte mir Orte seines Lebens. Er berichtete so, als ob er froh war, endlich die alten Geschichten loszuwerden.

„Mädchen schreibe auf wie verblendet wir waren, - wie ich war! Ich glaubte an Führer und Vaterland!“

Gedankenverloren hing er an seinen Erinnerungen, kramte in der Hosentasche und überreichte mir, mit den Worten: „Suche Sara!“, einen gelben Stern mit fehlender oberer Ecke.

Ich habe ihm kurz vor seinem Tod, telefonisch und brieflich noch die eine oder andere Geschichte entlockt, er ließ mich an seinem bewegten Leben teilhaben.

*„Ich möchte mein Gewissen erleichtern, die Alpträume loswerden, ohne Angst sterben“,* schrieb er in einem seiner letzten Briefe.

Ich sortierte die Unterlagen, versuchte, mich darin zurechtzufinden. Leider lebten nicht mehr viele meiner Verwandten. Mühsam setzte ich die fehlenden Teile zusammen, ergänzte phantasievoll die Lücken.

Nach langwierigen Recherchen und einigen Reisen an die verschiedensten Stätten der Familiengeschichte buchte ich endlich ein Hotelzimmer in Chronstau. Ich suchte den Ort Mooreichen, ein Name, der in den Erzählungen vom Großvater immer wieder vorkam.

## Speyer 1792 – Joseph

Bettelnd saßen die Kinder vor dem Dom, ein paar Kreuzer fielen immer in ihre zu einer Schale geformten Hände, die Menschen waren großzügig, wenn sie aus der Kirche kamen.

Seit Joseph Schapira laufen konnte, nahm ihn Elsa zusammen mit seinen älteren Schwestern, Judith und Amy, mit zum Betteln. Sie war die Tochter der im Dachgeschoss oberhalb der Schapiras wohnenden Witwe Esther Schönbaum.

Es herrschte bei den Bettelplätzen eine Rangordnung. Die armen Christenkinder saßen vor den Domtüren und warteten auf milde Gaben.

Den Juden war es nicht erlaubt, das freie Areal, um den Dom zu betreten. Am Rande des Domplatzes versuchten die großen Kinder ihr Glück. Mädchen sowie die jüngeren Judenkiner fanden ihre Plätze erst in den angrenzenden Gassen. Hier fiel für gewöhnlich nicht mehr so viel ab.

Elsa hatte schnell die Begabung des kleinen Joseph erkannt. Als er drei Jahre alt war, brachte sie ihm die Worte, *Bitte eine milde Gabe und Danke*, sowie das Lied *Magnificat anima mea Dominum*, bei. Er sang dies mit heller Stimme, lautstark und voll Inbrunst. Er ließ auf Kommando sogar Tränen aus seinen großen schwarzen Augen kullern. Die Leute waren gerührt und das zahlte sich aus, der von Elsa herungereichte Hut füllte sich.

Aber heute war es anders, zum ersten Mal nahm sein Vater Mordechai den zwölfjährigen mit. Er war ein Musikant, spielte wunderbar mit seiner Fiedel zum Tanz, bei Hochzeiten und sonstigen Festlichkeiten.

Miriam und Mordechai Schapira waren, so wie die Nachbarn und Eltern von Elias Holderlind, Josephs gleichaltrigem Freund, arme Verwandte der reichen Dynastien jüdischer

Kaufleute in der Domstadt. Sie wohnten in einem Hinterhof der Judengasse, unweit zur Synagoge mit Blick auf den mächtigen Dom.

„Heute gehen wir zur Christmette, der Gott der Christen wird geboren.“

„Wieso? Gott wohnt im Himmel und er ist doch immer dort.“

„Ich weiß mein *Jinglele*<sup>1</sup>, doch die Leute hier glauben etwas anderes. Du hast doch vor zwei Wochen gehört, wie der Lehrer in der Synagoge aus dem Propheten Jesaja gelesen hat?“

Joseph nickte, erinnerte sich aber an nichts, wie so oft war er eingedöst. Es war ihm langweilig und er wartete sehnsüchtig auf das Ende des Gottesdienstes.

„Dann hast du gehört, wie er von der Geburt des Messias durch eine Jungfrau erzählt hat. Ihr Sohn mit Namen Immanuel, das heißt, Gott sei mit uns, ist der Retter, auf den wir warten.“

„Das hab ich schon mal gehört!“, freudig unterbrach er seinen Vater.

„Die Christen meinen aber, dass der Sohn von Maria, der Messias sei. Wir glauben dies nicht, wir warten noch auf ihn.“ Wieder nickte der Junge zustimmend, verstand nicht, von was Vater erzählte.

„Vor vielen hundert Jahren wurde dieser Jesus von den Römern gekreuzigt, die Christen geben uns Juden die Schuld daran, darum hassen sie uns.“

Mordechai nahm einen Schluck aus der Teeflasche und fuhr fort: „Er wird jedes Weihnachten neu geboren, dann zu Ostern wird er getötet. Du hast schon hinterm Dom das große Holzkreuz gesehen?“

Joseph nickte.

---

<sup>1</sup> *jiddisch für kleiner Junge*



„Ja so ein Kruzifix, wie man das Holz mit dem Mann nennt, soll auch ihm Dom stehen, nur viel herrlicher in Gold gefasst. Der Gott bei den Christen heißt Jesus. Aber so genau weiß ich das nicht, da fragst du den *Rebbe*<sup>2</sup> Menachem Mendel.“

„Wohnt der Christengott dann im Dom?“

„Ja, ich glaube schon, sie sagen, dies sei Gottes Haus.“

„Aber Papa, dann hängt der immer am Kreuz und ist nicht im Himmel?“

„Doch, irgendwie kommt er dann dort hin. Frag nicht so viel! Jetzt sei still die Leute kommen.“ Er stimmte seine Geige und fing an zu fiedeln.

Langsam kamen die Menschen aus der Kirche, auf die schneebedeckten Kopfsteinpflastergassen regnete es, es wurde spiegelblank.

Joseph kuschelte sich an seinen Vater, er war müde und fror.

„*Drek Veter haynt*<sup>3</sup>, die Leute zieht es schnell nach Hause, keine gute Zeit für uns Bettler.“

Untergehakt stützten sich die Gottesdienstbesucher, die aus der Christmette strömten. Einige rutschten und fielen hin, purzelten durcheinander.

Joseph fing an zu kichern: „Papa, schau den *Goi*<sup>4</sup> hats auf den Arsch gehauen.“

„Sei still, nicht Lachen! Komm, helfen wir ihm.“

Sie rutschten die paar Schritte auf den Mann zu, wollten behilflich sein.

„Nimm deine Finger von mir, dreckiger Jude!“, fauchte sie der vornehm gekleidete Herr an.

Der kleine quirliche Mordechai, der für jedermann ein Lächeln, ein nettes Wort hatte, packte abrupt seinen Sohnam Arm und zertrte ihn schweigend weg.

---

<sup>2</sup> jiddisch für Rabbi, Rabbiner, Lehrer in der Synagoge

<sup>3</sup> jiddisch für Scheißwetter heute

<sup>4</sup> jiddisch = Nichtjude

„Wieso sagt der, dreckiger Jude? Ich habe mich heute extra gewaschen, bevor wir gegangen sind.“

„Das verstehst du noch nicht, komm, wir gehen nach Hause, heute wird das hier nichts mehr.“

Vorsichtig schlitterten sie den kurzen Weg bis in die Judengasse. Mutter hatte kräftig eingeheizt, sodass sich die beiden schnell aufwärmten.

Ein paar Tage später, die Christen hatten schon das neue Jahr, 1793, begrüßt, berichtete der Nachbar seinem Freund: „Ich habe Elias zur *Talmudschule*<sup>5</sup> angemeldet und da meinte der Rebbe, du sollst Joseph auch zum Unterricht schicken.“

„Das ist uns zu teuer, dafür haben wir kein Geld. Ich bin froh, wenn die Kinder genug zum Essen haben“, er schüttelte mit dem Kopf.

„Geh doch mal zum Rebbe Mendel, vielleicht gibt es eine Lösung.“ Nach dem Gottesdienst am Samstag sprach Mordechai mit dem Rabbiner, der den Kaufmann und Ratsherren Levin Schapira dazu rief.

„Herr Schapira, Ihr habt mich neulich darum gebeten, dass ich euch Bescheid gebe, wenn irgendwo die Armut zu groß ist, jetzt habe ich hier jemanden.“ Mendel winkte Mordechai und Joseph heran.

Misstrauisch blickte der Kaufmann von einem zum anderen.

„Um wie viel geht es, Rabbi Mendel?“

„Nicht viel, nur den Obolus für die Talmudschule.“

„Ach so, ja meinerwegen. Wer sind sie?“ Levin deutete auf die beiden neben ihn Stehenden.

„Das ist Joseph mit seinem Vater Mordechai Schapira, sogar ein entfernter Verwandter von euch, soviel ich weiß.“

---

<sup>5</sup> *Der Talmud (hebräisch) zu deutsch Belehrung, Studium, ist das bedeutendste Schriftwerk des Judentums.*

„Mordechai? - Waren euer Großvater und meiner nicht Brüder?“

„Ja Herr“, Josephs Vater verbeugte sich respektvoll.

„Also gut! Einverstanden, aber nach der Schule kommt der Junge zu mir ins Kontor und arbeitet die Unkosten ab. Dabei lernt er gleich etwas vom Tuchhandel.“

Die beiden besiegelten die Vereinbarung mit Handschlag.

Der aufgeweckte Joseph freute sich jedes Mal auf den Unterricht, der Rebbe erzählte vieles aus der weiten Welt und über ihre Heimatstadt.

„Der Dom, im 11. Jahrhundert erbaut, diente einst als zentrale Grablege für die Kaiserdynastie der Salier und das riesige Areal drumherum ist freies, kaiserlich verbrieftes Land, gehört der katholischen Kirche.

Anfangs wurden wir Juden vom Kaiser und den Domherren gefördert, aber im Laufe der Jahrhunderte kam es immer wieder zu antisemitistischen Ausschreitungen, bis zum Niedergang unserer einst blühenden Gemeinde. Jüdische Häuser und Geschäfte wurden geplündert, man schlug uns grundlos, vergewaltigte die Frauen und vertrieb uns. Heute nennt man das seit neuestem *Pogrom*<sup>6</sup>. Viele wanderten nach Frankreich aus.

Nach einer ruhigen Zeit entstand in den letzten fünfzig Jahren wieder eine jüdische Gemeinde hier in Speyer. Zu den Zugewanderten gehörte auch die Familie Mosche Schapira, also deine Großeltern, Joseph“, erklärte der Rebbe.

Als der Junge von der Schule heimkam, fragte er den Vater nach seiner Familie aus.

„Deine Großeltern meinten, die Zeiten haben sich geändert. Ihre Vorfahren stammten ursprünglich aus Speyer, deshalb dachten sie, hier lässt es sich wieder besser Leben. Aber wir

---

<sup>6</sup> russisch, bedeutet Verwüstung, Zerstörung, Krawall

waren und bleiben die armen Juden“, erzählte Mordechai desillusioniert seinem Sohn.

Joseph lernte fleißig, nicht nur in der Schule, sondern auch beim Tuchhändler Levin Schapira. Bald konnte er sich mit den Tuchballen und Stoffen sehr gut aus.

Am Sabbat nach seinem dreizehnten Geburtstag, im März 1795, war Josephs großer Auftritt in der Synagoge, denn er wurde nun ein *Bar Mizwa*, ein Gebotsmündiger.

Tagelang hatte der schlaksige hoch aufgeschossene und braungelockte Junge gelernt. Die Nacht davor war er so aufgereggt, dass er nicht einschlafen konnte. In seinem Bauch rummelte es furchterlich. Er schlich sich mehrmals hinunter in den Hof auf das Aborthäuschen.

Es gehörte zu seiner Aufgabe, die Segenssprüche über die Thora vorzutragen. Dabei umhüllte er sich zum ersten Mal mit einem Gebetsmantel, so wie ihn die erwachsenen Männer trugen. Dann sang er einen Abschnitt aus der Thora vor. Alle diese Texte waren in Hebräisch.

Er schaute zu seinem Papa, sah, wie Mordechai sich die Tränen abwischte, er blinzelte ihm zu, in dem Bewusstsein, das bisher alles hervorragend geklappt hatte.

In einer kleinen Ansprache erläuterte Joseph den gelesenen Text, bedankte sich am Ende bei seinem Vater und dem *Rebbe* Menachem Mendel.

Zum Abschluss sprach der Vater das altüberlieferte Gebet: *„Gesegnet sei Gott, der mich von der Strafe für das Kind erlöst hat, denn von jetzt an ist der Junge zum Mann geworden. Er trägt die Verantwortung für seine Taten sowie etwaige Strafen selbst.“*

Im Vorraum umarmten die Gemeindemitglieder Joseph und wünschten ihm: *„Masel tov<sup>7</sup>“*.

---

<sup>7</sup>

*Jiddisch - frei übersetzt - viel Glück*

Traditionell folgte am Abend des Tages, nach dem Ausklingen des Sabbats, ein großes Fest mit Verwandten, Freunden und Bekannten. Dabei gab es Geschenke, Musik, Reden, heitere Einlagen und ein oft opulentes Festessen.

Aber leider fiel das Fest bei den Schapiras spärlich aus. Nur Elsa mit ihrer Mutter und die Nachbarn Holderlind feierten mit ihnen bei einem bescheidenen Mahl. Joseph sprach das Dankgebet.

Der Dreizehnjährige hatte heute nur Augen für Elsa, wuselte immer um sie herum. Das Mädchen hatte ihre fast knielangen, wie Ebenholz glänzenden Haare, zu einem Zopf geflochten, aufgesteckt und mit verschiedenen farbigen Bändern geschmückt. Sie sah reizend aus, ihre Augen strahlten. Der Junge bewunderte und verehrte Elsa. Wir heiraten, wenn ich einmal groß bin, nahm er sich zumindest fest vor.

Seine, trotz ständiger Not, glückliche Kindheit, war nun endgültig vorbei. Ab diesem Tag trug Joseph, wie alle Männer, zum Morgengebet Gebetsriemen und -mantel.

Der Kaufmann Levin erschien am nächsten Morgen zu einem Gespräch unter Männern, wie er scherzhaft hinzufügte. Er lächelte Joseph zu.

„Mordechai ich bin mit deinem Jungen äußerst zufrieden, er lernt ordentlich, hat eine schnelle Auffassungsgabe und trägt sich anständig.“

„Cousin Levin das freut mich zu hören.“

„Ist schon recht“, unterbrach ihn der Händler, „Höre meinen Vorschlag: Ich nehme Joseph in die Lehre, verzichte auf das Lehrgeld, dafür wohnt und isst er bei euch daheim.“ Er hielt ihm die Hand hin.

Mordechai schaute zu seinem Sohn, dieser nickte freudig. Er schlug ein: „Vielen Dank! Es gilt!“

Ostern 1799 setzte sich Mordechai zum Musizieren an den Rand des Domplatzes, er fiedelte vom frühen Morgen bis spät abends.

Es war ein herrlicher Frühlingstag, die Leute waren in gebefreudiger Laune. Mittags brachten ihm die beiden Töchter etwas zum Essen und abends kam seine Frau Mirjam: „Mach nicht so lange, du bist müde, das sehe ich an deinen Augen. Kurz vor dem Dunkelwerden schicke ich dir Joseph, der hilft dir beim Aufräumen.“

„Lass den Jungen, den Stuhl und die Kiste schaffe ich alleine.“

„Nein, keine Widerrede!“

In der Dämmerung lief Joseph die paar hundert Meter an den Platz vor, er hörte von weitem Geschrei.

„Du Scheißjude, dein Gefiedel stört uns schon den ganzen Tag. Hör sofort auf!“ Torkelnd schlug der Mann zu, so das Mordechai vom Stuhl fiel.

Der zweite Betrunkene lallte: „Haste Angst – Saujude?“ Er trat hämisch grinsend auf das zu Boden gefallene Instrument, sodass es krachte.

„Nein, nicht die Geige! Hört auf!“, flehte der auf dem Pflaster liegende Mann.

Die beiden Schläger ließen nicht ab, droschen auch auf Joseph ein, als der sich einmischte.

Der Größere packte den Stuhl und schmetterte ihn Mordechai auf den Kopf. Blut spritze, der Musikant zuckte ein paar mal, dann lag er still.

„Aufhören, Hilfe, Hilfe!“, brüllte Joseph laut.

Einige Fenster an den Nachbarhäusern öffneten sich.

„Scheiße, der Jude rührt sich nicht mehr, los komm lass uns abhauen.“ Der Kleinere zog den Saukumpan weg, eilig suchten beide das Weite und die Dunkelheit verschluckte sie.

Joseph hielt heulend den blutigen Kopf seines Vaters auf dem Schoß.

Ein paar mutige Leute rannten herbei, schickten nach dem Doktor und dem Stadtbüttel.

Keuchend erreichte der grauhaarige Mediziner die wild diskutierende kleine Gruppe, untersuchte Mordechai und schüttelte bedauernd den Kopf: „Zu spät, dem ist nicht mehr helfen.“

Der Büttel notierte sich das Geschehene, aber leider konnten die Täter nicht ermittelt werden. Vielleicht fehlte auch der nötige Nachdruck, betraf ja nur einen armen Juden, von denen es genug in der Stadt gab.

Mit achtzehn änderte sich Josephs Leben radikal. Seit dem Tod seines Vaters sorgte er für die Familie, nach seiner Arbeit im Tuchlager bettelte er abends oder musizierte in den Straßen.

Unerwartet starb Levin Schapira, Herzinfarkt. Kurzerhand schloss seine Tochter, die mit einem der reichen Viehhändler verheiratet war, das Tuchgeschäft ihres Vaters.

Joseph traf sich abends mit Elias Holderlind und jammerte ihm vor: „Ich weiß nicht, wie es weiter gehen soll!“

Sein Freund gab ihm recht: „Wir haben hier keine Chancen, es gibt zu viele arme Leute in Speyer.“

„Genau, aber was dann?“

„Joseph, ich habe gehört, dass die im fernen österreichischen Kaiserreich Siedlerpaare für Oberschlesien suchen. Alle bekommen Land und ein Startgeld. Dies wäre doch was für uns?“ Begeisterte sich Elias.

„Ich weiß nicht recht, ich rede mal mit Elsa“, überlegte Joseph.

„Was willst du mit Elsa, die ist doch zu alt für dich!“

„Die sechs Jahre spielen doch keine Rolle, wenn man sich liebt!“ „Sie bringt noch weniger mit wie du. Such dir eine mit Geld!“

Joseph lachte: „Tagträumer, deine Judith ist genauso arm, wie wir beide.“

Joseph und Elsa erzählten ihren Müttern von den Möglichkeiten in Oberschlesien.

Die Beiden ermutigten sie: „Kinder heiratet und sucht euer Glück in der Fremde. Wir Witwen verhungern schon nicht. Notfalls gibt es noch die Armenspeisung.“

Es dauerte geraume Zeit, bis sich die zwei jungen Leute die Trauung leisten konnten, endlich Anfang Oktober 1800 heirateten sie.

Im Januar verkündete Elsa kleinlaut: „Joseph, wir bekommen ein Kind.“

Freudig nahm er sie in den Arm, „Keine Sorge, wir schaffen das schon. Jetzt werden wir eine richtige kleine Familie.“

Nach dem Gottesdienst in der Synagoge sprach ein ihm bekannter Händler, Aaron Friedländer, Joseph an: „Ich suche für einen Transport nach Konstanz vertrauenswürdige Leute und da habe ich an dich gedacht. Kennst du jemanden, der mit dir die Ware begleiten würde?“

Er nickte begeistert: „Ich und mein Freund könnten diese Aufgabe übernehmen. Jedoch müssten wir unsere Frauen mitnehmen.“

„Das ist kein Problem. Kommt morgen bei mir vorbei, dann regeln wir alles Notwendige.“

Glücklich berichtete Joseph daheim seiner Frau und den Freunden - Elias mittlerweile mit Judith, einem armen Waisenmädchen aus der Nachbarschaft verheiratet - von der unerwarteten Reisemöglichkeit.

Tags darauf eilten die beiden Männer zum Kontor des Tuchhändlers.



„Schalom, Herr Friedländer, das ist mein Freund Elias Holderlind, der mit mir die Reise unternehmen würde.“

Der Händler begrüßte beide: „Meine Ware besteht aus nicht wenigen Ballen teurerer Brüsseler Spitzen. Eure Aufgabe wäre, darauf zu achten, dass die Stoffballen unversehrt in Konstanz ankommen. Die Reise ist für euch kostenlos und am Zielort zahlt euch mein dortiger Agent ein Handgeld aus. Natürlich müsst ihr euch selbst verpflegen.“

Sie nickten zustimmend.

„Haltet euch bereit, sobald die Eisschmelze vorbei ist, wird es losgehen.“

In der letzten Märzwoche 1801 schifften sie sich ein. Mit dem Kahn, der von vier kräftigen Pferden gezogen wurde, fuhren sie stromaufwärts, bis zum schiffbaren Ende des Rheins bei Schaffhausen. Die Treidelknechte trieben ihre Gäule an. Einer der mitfahrenden Kaufleute versprach einen Extralohn, wenn sie ihr Ziel vorzeitig erreichen würden.

Bei Bedarf wechselten sie bei den Bauern der Rheindörfer ihre Pferde in frische schwere, ausdauernde Kaltblüter um. Ein guter und willkommener Nebenverdienst für die Landwirte.

Am fünften Tag abends, erreichten sie ihr Ziel und luden alles auf die bereitgestellten Pferdekarren um. Mühselig zog sich die Fahrt bis nach Stein hin. Hier verluden sie die Waren mit samt den Fuhrwerken, auf ein größeres Bodenseeschiff, dann legten sie die restliche Strecke bequem per Schiff bis Konstanz zurück.

Nach einer Pause von einigen Tagen planten sie weiter zu reisen. Am frühen Morgen des Abreisetages weckte Elsa ihren Ehemann: „Joseph – ich glaube, mit dem Kind stimmt was nicht, hol einen Doktor.“

Der junge Mann sprang in seine Hosen und raste davon. Als er mit dem Mediziner zurückkam, schluchzte die Frau und deutete auf die blutige Bettwäsche.

Der Arzt stellte eine Fehlgeburt fest. Er beruhigte sie: „Es tut mir leid Frau Schapira, aber sie sind jung, das wird schon wieder. Doch sollten sie sich einige Wochen schonen.“

Joseph tröstete seine Frau.

Ein knappes halbes Jahr später zogen sie mit zwei kleinen, jeweils von einem alten Pferd gezogenen zweirädrigen Karren los. Kurz vor Oberstdorf überraschte sie der frühe Wintereinbruch mit Schneemassen. Für die Zwangspause fanden sie Unterschlupf in einem größeren Gehöft, dem Meierhof. Gegen Mithilfe in Haus und Stall bekamen sie von der Familie Meier freie Kost und Logis.

Wieder eine lange Wartezeit. Endlich taute der Schnee. Am Osterfest Anfang April setzten sie ihre Reise fort.

Sie schlossen sich Augsburger Händlern an, die nach Imst in Tirol unterwegs waren. Mühsam zog die Kolonne, von fast fünfzig Fuhrwerken, den Fernpass hinauf. Immer öfters schaufelten sie sich einen Weg durch die festen Schneemassen des vergangenen Winters. Zwei lange Wochen quälten sie sich über den Pass, letztendlich erreichten sie müde und abgekämpft, aber ohne Verluste, wie die Händler aufatmend betonten, das Inntal bei Imst.

„Endlich ist diese blöde Schufferei vorbei, wir hätten doch länger auf dem Meiershof warten sollen.“

„Das mit den Augsburgern war eine günstige Gelegenheit. Dafür sind wir schon weiter als geplant.“ Joseph klopfte seinem Freund aufmunternd auf die Schulter.

„Komm, lass uns im Wirtshaus nach einem möglichen Weiterzug fragen.“

Leider ergab es nichts Geeignetes, die meisten Händler fuhren in den Süden, über die Alpen nach Italien.

„Der Inn ist wegen gefährlicher Strömungen noch nicht schiffbar. Zu viel Wasser stürzt durch die Schnee- und Eisschmelze von den Bergen ins Flusstal. In ein bis zwei Monaten ist das wieder möglich.“

Eine Auskunft, die den Freunden überhaupt nicht gefiel.

„Euer Ziel ist doch Kufstein, da braucht ihr nur mit eurem Wagen im Inntal entlangzufahren, der beste Fahrweg - ein Treidelpfad - führt auf der Südseite entlang“, erklärte ihnen der Wirt in einem Dialekt, den sie erst nach vermehrten Nachfragen verstanden.

„Hier auf dem Zettel habe ich euch einige Gasthausadressen, für den etwas mehr als eine Woche langen Weg, aufgeschrieben.“

„Danke, Herr Wirt!“

Nach einem ordentlichen Frühstück, Mitte Mai 1802, zogen sie dem herrlich aufgehenden Sonnenschein entgegen.

Die ausgeruhten Pferde waren kaum zu bremsen, freuten sich, dass sie endlich weiter traben durften.

Joseph stimmte ein jiddisches Lied an und trällerte mit seiner Frau zusammen aus voller Brust.

Nach drei Tagen, sie fuhren kurz vor der kleinen Stadt Rattenberg, an einer schmalen Stelle zwischen Inn und der Felswand entlang, da lösten sich einige Steinbrocken und stürzten auf das Fuhrwerk. Der Wagen brach entzwei. Geistesgegenwärtig sprangen Elsa und Joseph vom Kutschbock, panisch rasten die Pferde mit dem halben Karren davon.

Schreiend rannte Joseph hinterher, glücklicherweise kamen die Tiere nicht weit, bereits hinter der nächsten Biegung türmte sich die Stadtmauer auf und sie stoppten abrupt.

„Halt sie fest!“, brüllte er.

Der Wachmann, der vor dem Tor stand, griff spontan in das Zaumzeug.

Joseph löste das Wagengeschirr und band seine Rösser an den dafür vorgesehenen Haltebaum neben dem Stadttor.

„Was ist passiert?“

„Einige Felsbrocken haben sich da vorne gelöst und sind auf meinen Wagen geknallt.“

„Oh, das ist arg, das passiert öfters dort“, bemerkte mitleidig der Soldat.

„Erlaubt mir, euch zu helfen?“, bot ein aus dem Tor tretender Mann in schwarzer Mönchskutte an.

Joseph zuckte mit den Achseln, „Wenn ihr meint, unser Wagen ist zerbrochen.“

Gemeinsam liefen sie zurück zum Unglücksort.

„Ich bin Bruder Ignatius. Da hattet ihr aber Glück im Unglück“, der Mönch besah sich den Schaden, „Ihr und eure Tiere seid Gott sei Dank nicht getroffen worden. Kommt mit, in die Pilgerherberge in der Stadt.“

Joseph zeigte nach hinten zum zweiten Wagen, „mein Freund Elias sowie seine Frau gehören zu uns, wir sind Juden.“

„Das habe ich gesehen, aber auch, dass ihr Menschen seid, die Hilfe benötigen.“

„Danke, das sieht leider nicht jeder so!“

„Gehen wir!“

„Aber unsere Sachen?“

„Bei uns kommt nichts weg, ich schicke gleich zwei Männer die alles aufladen und ins Haus bringen.“

„Danke, aber macht euch wegen uns keine Umstände.“ Skeptisch beäugte Joseph den Mönch.

„Seid unbesorgt, wir freuen uns, wenn junge Menschen in unsere Klosterherberge kommen. Fühlt euch als Gäste. Wir sind ein aussterbender Bettelorden der Augustiner. Seit Kaiser Josef häuften sich die Eingriffe ins Klosterleben. Wir mussten

die Verbindungen mit den ausländischen Konventen aufgeben, die nichtösterreichischen Patres mussten unser Rattenberger Kloster verlassen. Nachdem 1785 der Fortbestand mit nur achtzehn Mönchen zugesagt wurde, kann erst, wenn einer von uns stirbt, ein neuer Bruder aufgenommen werden. Darum bin ich mit meinen siebzig Jahren der jüngste Mönch.“ „Danke für eure Gastfreundschaft.“ Elias verbeugte sich. Wie sich herausstellte, war Bruder Ignatius nicht nur ein Mönch, sondern der Abt des kleinen Klosters der Stadt.

Nach Auskunft des Wagenbauers und Schmiedes, der den Schaden am nächsten Morgen begutachtete, würde die Reparatur drei bis vier Wochen dauern.

„Ich habe noch einen wichtigen Auftrag für den Grafen, der muss erst fertig werden.“

Ein neuer Wagen überstieg die finanziellen Möglichkeiten der Auswanderer.

Die drei Männer, Joseph, Elias und der Abt saßen gemütlich bei einem vortrefflichen Schluck dunklem Klosterbier beisammen.

„Ihr wollt nach Schlesien? Da habt ihr keine Chancen. Das sind leere Worte, dass alle kommen dürfen. Die Österreicher versprechen viel und halten wenig. Maria Theresia mag keine Juden, hasst alles jüdische.“

„Bruder Ignatius, ihr mögt keine Österreicher.“ Schmunzelte Joseph.

„Warum? Hört man´s? Ich komme aus München und früher war das Inntal mal bayrisch. Das liegt mir noch irgendwie im Blut.“

Alle drei lachten und stießen an.

„Aber Spaß beiseite, ich schlage euch eine Lösung vor. Wohl gemerkt, ich möchte euch euren Glauben nicht absprechen. –

Wie wäre es, wenn ich euch in der katholischen Lehre unterrichte, zumindest die Grundbegriffe erkläre und ihr offiziell konvertiert? Ihr werdet getauft, der Bürgermeister wird euch eine neue Geburtsurkunde ausstellen. Er ist ein Freund von mir und für ihn zählt, genauso wie für mich, auch nur der Mensch. Jeder darf seinen Glauben leben, wie er will.“ Fragend schaute er beide an.

„Ich denke, wir besprechen das erst einmal mit unseren Frauen“, antwortete Joseph zögerlich.

Einstimmig gaben sie am nächsten Tag Bruder Ignatius ihre Entscheidung bekannt und dieser unterrichtete alle vier in katholischer Lehre. Vierzehn Tage später, der Pferdewagen war fertig repariert, schlug der Mönch ihnen vor, sie in der darauffolgenden Woche zu Taufen.

Joseph änderte dabei seinen Familiennamen in den schlesischen Namen *Scholty*, sein Freund Elias wurde Franz getauft. Die Vornamen der Frauen blieben, diese waren ebenso unter Christen geläufig.

„Bleibt hier bei uns, wir suchen immer wieder anständige Leute, die fest zulangen. Ihr seid doch Stoffhändler, dann wäre der Umschlag des Warenhandels am Inn vermutlich was für euch“, meinte der Pater zu Joseph.

„Auch unsere Nagelschmiede und Glasbläser suchen Arbeiter. Ich vermittele euch eine Stelle sowie Wohnung“, erklärte sich der freundliche Bürgermeister bereit.

„Unser Wirt, der Sandbichler Franz“, ergänzte Ignatius, „hat im Hinterhaus günstige Zimmer, da bleibt ihr. Sein Sohn, der Alois Sandbichler, ist ein bekannter Religionsprofessor in Salzburg und gehört zu unserem Augustinerorden.“

Alle Überredungskünste von Joseph halfen nichts, die beiden Frauen wollten nicht in Rattenberg bleiben. Franz war es egal.

„Schau, die Leute sind hier freundlich, es spielt überhaupt keine Rolle, dass wir jüdisch sind, hier könnten wir ohne Angst anständig leben.“ Tagelang saßen sie zusammen und beratschlagten.

„Die Stadt ist mir unheimlich, es ist bereits Mai und immer noch scheint fast keine Sonne hier ins Tal, der Schlossberg wirft zu lange Schatten. Mich wundert es, dass die Leute trotzdem immer so fröhlich sind. Ohne Sonnenschein ist es für mich hier bedrückend. Lass uns weiterfahren“, versuchte Elsa, ihren Mann eindringlich zu überzeugen.

„Also gut, rüsten wir für die Weiterreise.“ Resigniert gab Joseph nach.

Der Abt und der Bürgermeister bedauerten dies und stellten die neuen Papiere aus. Sie luden zum Abschied zu einem zünftigen Umtrunk ein.

In Kufstein angekommen, meldeten sie sich in der Präfektur. Leider wurde ihr Ansinnen auf Landzuteilung mit der Begründung abgewiesen, es gebe schon genug arme Leute in Schlesien, zusätzlich bedurfte es erst recht nicht konvertierter Juden.

„Jetzt schaut mich nicht so entsetzt an, denkt ihr, ich habe nicht bemerkt, dass ihr einst Israeliten ward. Sucht euer Glück im Salzburger Land oder zieht weiter nach Oberschlesien, das ist dünn besiedelt. Vielleicht klappt's dort.“ Der freundliche Mann gab ihnen ein Papier mit zahlreichen Stempeln. „Ihr braucht Zuzugsgenehmigungen und so weiter, steht alles hier drin. Hebt das gut auf. Leider kann ich nicht mehr für euch tun. Viel Erfolg!“

Draußen vorm Gasthaus warteten die Frauen, sie setzten sich an einen Tisch und überlegten.

„Wohin jetzt, Joseph?“

„Nach Oberschlesien, wenn wir uns beeilen, schaffen wir das noch vor dem Wintereinbruch.“ Der neue Franz nickte.

Die Jahre vergingen, nirgends fassten sie Fuß. Joseph zog mit seiner Frau von Dorf zu Dorf. Den Wagen randvoll beladen mit einfachen Stoffen, geeignet für die Bauernkleidung. Mehr schlecht als recht lebten sie von dem Handel.

Lange erfüllte sich ihr Kinderwunsch nicht, sie gaben aber die Hoffnungen nicht auf. Beteten reichlich in der Synagoge und der Kirche. Gott hatte Abraham in späten Jahren ein Kind geschenkt, warum sollte das bei ihnen nicht auch so sein.

Elsa hatte schon die Vierzig überschritten, endlich gebar sie einen Knaben. Gott hatte ihr Flehen erhört, doch welcher, der der Juden oder der Christen? Sie ließen den Jungen auf den Namen Fedor - das heißt, das Gottesgeschenk - taufen und nicht beschneiden.

„Er soll es einmal besser haben wie wir“, Elsa sah keine Zukunft hier in diesem Land für ihren jüdischen Sohn, heimlich konnte man glauben, was man wollte.

Trotzdem wurden sie nirgends heimisch, blieben die Fremden. So zogen beide Familien als Fahrende, die Scholtys probierten das Tuchhändlergeschäft und die Holderlinds tingelten mit einer Musikantentruppe durch die Lande. Alle schlugen sich hundsmiserabel durchs Leben.

Wenn sich ihre Wege kreuzten, feierten sie freitags heimlich Passah. Innerlich blieben sie Juden, da hatte ein wenig Weihwasser zur Taufe nichts geändert. Stellten sich dadurch außerhalb jeder Gesellschaftsklasse, gehörten weder zu den Israeliten noch zu den Katholiken.



Joseph und Elsa erhielten beim Stoffhändler Rosenbaum in Oppeln neue Waren. Hübsch anzusehende frische bunte Sommerstoffe.

„Diese lassen sich gewiss leicht verkaufen, ich überlasse sie euch für einen günstigen Preis. Unterzeichnet mir den Schuldschein hier, wenn ihr alles verkauft habt, bekomme ich mein Geld“, Anna Rosenbaum, die Seniorchefin bediente sie heute. Der Tuchhändler hatte keine Zeit für die armen Wanderjuden und schickte seine Frau in den Laden, nicht ohne den Hinweis, sie solle sich nicht erweichen lassen. Anna hatte Mitleid mit den fahrenden Leuten und dem herzallerliebsten Kleinen. „Ich habe euch einen erstklassigen Preis gegeben und der Zins ist niedrig. Jetzt müsst ihr nur schnell alles unter die Dörfler bringen. Zur Abrechnung kommt ihr zu *mir* persönlich, verstanden!“

„Ja, vielen Dank Frau Rosenbaum, Gott segne Euch, Schalom!“

Die Scholtys zogen froh gelaunt in den herrlichen Sommertag. „Wir versuchen es diesmal in der Gegend um Oppeln bis hinauf ins Riesengebirge. Die Bauern kaufen lieber bei uns, anstatt in die nächste Stadt zu fahren.“ Joseph stemmte sich mächtig in das Zuggeschirr des zweirädrigen Handkarrens. Bergauf schob Elsa von hinten.

Heiß brannte die hochstehende Sonne, Joseph wischte sich den Schweiß ab. „Bis zum nächsten Dorf, Rodanje, ist es nicht mehr weit, lass uns dort oben in dem Wäldchen rasten.“

Der kleine Fedor fing das Schreien an, Elsa nahm ihn vom Wagen. „Der Junge hat Hunger und Durst, es ist gut, wenn wir zu mittagessen.“ Sie streichelte den Knaben über den Kopf: „Ist ja schon gut! Gleich legen wir eine Pause ein und du bekommst etwas zu essen.“

„Wir haben Zeit, bis zum Abend schaffen wir es leicht bis Rodanje, mit Franz habe ich mich erst nach Einbruch der Dunkelheit verabredet.“

Sie suchten sich einen Schattenplatz und setzten sich gemütlich zwischen den Bäumen ins Gras. Nach dem Essen tollte der Zweieinhalbjährige herum, bis er müde wurde.

„Ich lege Fedor dort hinten ins Gebüsch, da ist es kühler.“ Elsa bettete den Jungen auf eine Decke zum Mittagsschlaf unter einen wilden Holunderbusch.

Gemeinsam lehnten sie an einem Baum und blickten in die vor Hitze flimmernde Landschaft.

„Wären wir doch in Rattenberg geblieben, die Menschen hätten uns so freundlich aufgenommen. Hier wird das nichts mehr, tagelang auf den Dörfern betteln, dass sie uns was abkaufen“ sinnierte Elsa mutlos.

„Das war nicht meine Schuld, *ich* wollte bleiben. Aber *Madam* fehlte die Sonne“, brummte er sarkastisch.

„Da kommen zwei Reiter!“ Elsa stand auf. „Sollen wir uns verstecken?“ Besorgt schaute sie sich um.

„Nein, das sind totsicher Pilger, die dort hinter uns zum Annabergkloster reiten.“

Vorsichtshalber packten sie aber alles auf ihren Wagen.

„Wir haben Durst, gebt uns was zu trinken!“, forderte forsch ein stämmiger Mann ungehobelt, sprang, ohne den Gruß der beiden Scholtys zu erwidern, vom Pferd.

„Hier Herr, wohl bekommst!“ Eilig reichte Elsa ihm den Krug.

„Pfui Teufel, das ist ja lauwarmes Wasser!“, schnauzte er sie an und schmiss ihr das Gefäß vor die Füße, es zerschellte in unzählige Scherben.

„Herr, sachte, was hat euch der Krug getan? Wir haben nichts anderes.“ Versuchte Joseph ihn, zu beruhigen.

„He Max, ich rieche Juden, schau die hübschen Stoffe an, da kannst deiner Alten was mitnehmen.“

Der kleinere Kerl warf die Ballen vom Wagen.

„Aufhören! Bitte! Lasst das, die teuern Stoffe werden schmutzig!“

Die Ganoven grinnten hämisch und kippten den Karren um.

„Nein, bitte, das ist unsere Existenz!“

„Oh, die Judenhure spricht wie eine gebildete Dame.“ Der Grobschlächtige ergriff Elsa und riss sie zu Boden. Der Stoffhändler sprang seiner Frau zu Hilfe. Da schlug ihn der andere mit einem Knüppel auf den Kopf. Blutend stürzte Joseph ins Gras.

Abwechselnd vergewaltigten die Galgenvögel, die sich wehrende schreiende Frau. Je mehr sie sich widersetzte, umso größeren Spaß hatten die Kerle.

„Heino, mir reicht, die macht keinen Muckser mehr.“ Max stand auf, warf den schlappen Körper von Elsa ins Gebüsch.

„Ich stech sie ab oder willst du noch mal ran?“ Der Kleine schüttelte den Kopf: „Die taucht zu nichts mehr.“

Max zog sein Messer und schnitt Elsa eiskalt die Kehle durch, schaute zu dem leblos daliegenden Joseph: „Ich glaube, der Kerl ist auch hinüber. Lass uns abhauen.“

Beide durchsuchten den Karren nach etwas Brauchbaren und verschwanden schleunigst mit ein paar Silberlingen.

Stunden später erwachte Joseph, mühsam richtete er sich auf, sein Blick fiel auf Elsa. „Neiii!“ Verzweifelt warf er sich laut aufheulend über sie.

Schlagartig erinnerte er sich an seinen Sohn, lief zum Gebüsch, die Decke war leer. Suchend rannte er kreuz und quer, rief immer wieder nach Fedor. Nichts, kein Laut, bedrückende Stille.

„Was soll ich noch auf der Welt? Die Frau tot, das Kind geraubt. Warum Gott tust du mir das an? Wieso dieses Elend - bin ich Schuld?“, händeringend suchte er eine Antwort im Himmel. „Mein Gott, war es falsch zu konvertieren? Bruder Ignatius hat behauptet, du bist der *Eine*, für beide Religionen.“ Er sank auf die Knie, betete das *Vaterunser* der Christen und das *Kaddisch*,<sup>8</sup> zum Gott Abrahams - fand keinen Trost. In seiner Ausweglosigkeit zerriss Joseph einen Stoff zu langen Streifen, kletterte auf den nächsten Baum und erhängte sich.

Die Kirchturmuhre schlug die elfte Stunde, es war schon stockdunkel, Franz Holderlind sorgte sich, sein Freund war immer noch nicht aufgetaucht. Das ist nicht seine Art, Joseph war für gewöhnlich früher am verabredeten Ort wie ausgemacht.

Sie wollten kurz im Nachbardorf Tuch abliefern.

Bei Sonnenaufgang weckte er den Vorarbeiter: „Bartholomäus, ich schaue einmal nach den beiden Scholtys, die wollten gestern Abend schon zurücksein. Baut ihr einstweilen das Zelt dort hinten vor der Hecke auf.“

Zweimal lief er die Strecke ab, bevor er sie etwas abseits des Weges entdeckte. Zuerst die Frau, geschändet, erstochen, dann seinen Freund an einem Ast, im Wind hin und her baumelnd. Er sah sich näher um und kam zu dem Schluss, sie waren überfallen worden. Elsa brutal vergewaltigt und ermordet. Bei Joseph war er sich nicht sicher, hatte er sich aus Verzweiflung selbst erhängt? Wo war der Junge? Er rief nach dem Kind, suchte den ganzen Hügel ab, fand endlich Fedor einige hundert Meter entfernt schlafend unter einer kleinen Fichte. Er nuckelte am Daumen, sein Kopf knallrot, er hatte lange gebrüllt und war vor Erschöpfung eingeschlafen.

---

<sup>8</sup> *Das Gebet ist eine Lobpreisung Gottes, mit der Zeit entwickelte es sich zum Todes- und Trauergebet.*

Franz nahm den Knaben auf die Arme und lief ins Dorf, dort befahl er ein paar von seinen Leuten, die Toten zu holen. Der Kaplan weigerte sich, sie auf dem Friedhof zu bestatten, man sollte erst den Gendarm verständigen.

„Dann nehmen wir eben beide mit in die Stadt und melden die Bluttat der Polizei.“ Der Kaplan erhob keine Einwände, war froh, sie los zu sein. Mit Fahrenden gab es immer nur Ärger.

Holderlind dachte nicht im Traum daran, die Behörde zu verständigen. Sie waren sowieso nirgends gemeldet, wer sollte sie vermissen?

Am Fuße des St. Annaberges schlugen sie ihr Lager auf. Spät abends begruben sie die beiden unweit der ersten Kreuzstation in ungeweihter Erde, aber zumindest an einem heiligen Ort.

Sie beteten gemeinsam das Kaddisch und das Vaterunser. Die Musikanten sangen andächtig einige stimmungsvolle Balladen.

Am nächsten Morgen, Fronleichnam, spielten sie gottgefällige Festtagsmusik vor ihren Zelten. Leute, die auf den Kalvarienberg pilgerten, blieben stehen und hörten ihnen zu. Niemand nahm Anstoß an der jeweiligen Liedankündigung: „Für Joseph und Elsa.“

Die Holderlinds versorgten den kleine Fedor wie ein eigenes Kind.

Der bildungshungrige fünfjährige Junge lernte fleißig Lesen und Schreiben. Mangels anderer Bücher, las er täglich in der Bibel, kannte bald vieles auswendig.

Franz beobachtete den Heranwachsenden. Alles Praktische, der Umgang mit den Tieren und Menschen gelang Fedor blendend, aber er war kein Schauspieler, ein Tollpatsch auf

der Bühne. Der Knabe, einst ein exzellenter Sopran, nach dem Stimmbruch brummte er nur noch, taugte nicht einmal mehr zum Sänger.

## Mooreichen 1834 – Fedor

Mit lauter Musik und radschlagenden Artisten zog die Zirkus- und Musikantentruppe am späten Nachmittag, am ersten Samstag im September 1834, in den oberschlesischen Gutshof *Mooreichen* ein. Vor der großen Freitreppe stellten sie sich auf, fiedelten ein lustiges Tanzlied und sangen dazu.

„He, was soll der Lärm? Macht, dass ihr fortkommt, bei uns gibt es nichts zu holen!“, brüllte Wilhelm Gustav von Streselitz hinunter.

„Meine Verehrung, Herr Baron, wir möchten nur eine kleine Rast einlegen, wir brauchen etwas Wasser für die Tiere.“

Ein Mann in schwarzem Frack und rotem Zylinder verbeugte sich. Das auf seiner Schulter sitzende Äffchen, hüpfte herab und zog ebenfalls sein Hütchen.

„Wilhelm Gustav, jetzt sei nicht so streng, schick sie zum Teich hinter dem Stall, da stören sie nicht.“ Die Baronin trat mit den drei Kindern aus der Tür.

„Ich wünsche dieses Gesindel nicht hier bei uns“, Streselitz drehte sich provokatorisch zu seiner Frau um.

„Ach was, die tun doch nichts Frevelhaftes, schau, wie sich unsere Kinder freuen“, nahm sie ihm den Wind aus den Segeln.

Die beiden Baronessen, Frederike vier und Luise sechs Jahre alt, flitzten die Treppen hinunter und tanzten zu der lustigen Melodie.

„Was bist denn du für ein niedliches Tierchen?“ Luise steuerte den kleinen Affen an, der auf sie zugesprungen kam. Kreischte auf, als das Rhesusäffchen, ebenfalls in Frack und Zylinder, ihr am Rock emporsprang.

„Felix, nicht so wild, du erschreckst die Baronesse!“, rügte der Zirkusdirektor seinen kleinen Freund und zog kurz am Kett-

chen. Das Äffchen vollführte einen Purzelbaum rückwärts und verbeugte sich abermals.

„Herr Vater, bitte lass sie dableiben“, bettelten beide Mädchen.

Wilhelm Gustav's Mutter, von allen nur die Gräfin genannt, trat aus dem Haus und klatschte mit. Sie hatte damals unter ihrem Stand den jungen adretten Baron, seinen Vater, geheiratet.

Streselitz gab auf: „Also gut, lasst euch vom Verwalter, das ist der dort mit dem Schlapphut, einen Platz am Weiher zuteilen. Bis morgen früh gestatte ich es euch, dort zu lagern, dann zieht ihr weiter.“

„Herzlichen Dank Herr Baron, dafür geben wir euch und eurem Gesinde heute Abend eine kleine Vorstellung.“ Der Theaterdirektor verbeugte sich.

„Ja, schon in Ordnung, jetzt aber weiter mit euch!“, Streselitz wandte sich um und scheuchte seine Familie ins Haus.

Aufgeregt und ungeduldig warteten die Kinder denn ganzen Nachmittag, auf die versprochene Abendvorstellung der Spielleute.

Eine mit Seilen abgespannte Manege mit einer kleinen Theaterbühne im hinteren Eck, vielen bunten Fähnchen und einigen Bänken, die der Baron als seine eigene Gartenbestuhlung erkannte, empfing die Besucher.

Er hatte dem Verwalter die Erlaubnis erteilt, dass alle Bediensteten, die nicht dringend gebraucht wurden, daran teilnehmen durften.

Musik, Theater und akrobatische Vorführungen, ein abwechslungsreiches Programm hatte die Truppe auf die Beine gestellt. Zum Finale sangen alle vierzehn Mitspieler gemeinsam das Lied:



*Alleweil ein wenig lustig,  
alleweil ein wenig durstig,  
alleweil ein wenig Geld im Sack,  
alleweil ein wenig Schnupftabak,  
allzeit so, so!  
Man rede, was man will,  
ich aber schweig fein still!  
Alleweil ein wenig Geld im Sack,  
alleweil ein wenig Schnupftabak,  
allzeit so, so! ...*

„Fedor – sofort aufhören!“, schrie der Impresario einen jungen Mann an, der durch sein schiefes Gebrumme auffiel und verwies ihn der Manege.

„Entschuldigung Herr Baron, aber der Fedor trifft leider immer die falschen Töne.“

Streselitz lachte und klatschte: „Wäre vielleicht ein besserer Schweinehirte geworden, denn ein Sänger.“

„Da habt ihr Recht! Ich lasse euch den Kerl für zwei Taler hier. Mit Tieren fing er bisher wenig an, aber er liest und schreibt recht ordentlich. Er hat eine schnelle Auffassungsgabe und lernt alles im Handumdrehen, nur nicht das Singen“, lachte Holderlind.

Streselitz betrachtete den jungen Mann näher, überlegte still für sich: Er ist groß und kräftig, kann bestimmt fest zupacken, außerdem strahlt er einen gutmütigen Blick aus.

Der Prinzipal der Truppe setzt hinzu: „Fedor ist uns quasi in den Schoss gefallen. Wir fanden den Dreijährigen vor Jahren am Wegesrand neben seinen toten Eltern. Unsere Frauen haben sich des armen Würmleins angenommen. Nachforschungen haben ergeben, dass die Eltern, eingewanderte Siedler aus dem Salzburger Land, offensichtlich Straßenräubern

zum Opfer gefallen sind. Niemand wollte den Knaben, und so wuchs er bei uns auf.“

Er verschwieg allerdings, dass er die Familie gekannt hatte, ahnte, was geschehen war. Die Geschichte hatte er mit seiner Frau sowie den Gauklern und Musikanten abgesprochen. Der Bub sollte es einmal besser haben, waren sich alle einig.

„Fedor sieht überhaupt nicht jüdisch aus“, meinte Judith damals, als sie den Kleinen auf dem Arm wiegte, „mit seinen hellen Haaren und den braunen Augen.“

„Ich nehme ihn, die zwei Taler ist er mir wert.“

Überrascht schaute Holderlind den Baron an, damit hatte er nicht gerechnet.

„Ist es dein Wunsch bei uns zu bleiben, Fedor“, fragte die Baronin den jungen Mann, der verunsichert von einem zum anderen guckte, nicht begreifend, wie er glattweg verschachert wurde.

„Ja, ich glaube schon, ich weiß nicht, vielleicht – wenn ihr meint“, stotterte Fedor.

„Wilhelm Gustav, gib dem Direktor zwei Taler und dem Jungen zwei zum Willkommen.“ Entschied die Baronin kurz entschlossen, „Ich hoffe, ihr seid alle einverstanden.“

Damit brach für den jungen Fedor Scholty ein neuer Lebensabschnitt an. Der attraktive achtzehnjährige Bursche, nach dem sich viele Mädchen umdrehten, wurde Schweinehirte auf dem großen Gutshof. „Schweinehüten macht mehr Spaß, als die Hopserei und das Gesinge bei der fahrenden Truppe“, erklärte er jedem, der fragte, warum er nicht mit den Musikanten in die weite Welt gezogen sei. Die Meisten schüttelten mit dem Kopf, das verstanden sie nicht.

„Ihr könnt das nicht nachvollziehen, mein Dasein war bisher jämmerlich. Ich fühlte mich zu nichts nutze, ständig unterwegs und ohne ein festes Zuhause.“

Sein neues Leben war kein Zuckerschlecken, Tiere waren für ihn unbekannte Wesen, insbesondere Schweine.

„Nur Mut Junge, das bringe ich dir alles bei und in ein paar Jahren, wenn ich mein Altenteil genieße, übernimmst du die Herde“, lächelte Karl. Der alte Schweinehirte war froh endlich einen Nachfolger zu haben.

„Wie viel solcher Wildschweine habt ihr hier?“

Karl kicherte, „Das sind Wollschweine, keine Wilden. Im Moment haben wir sieben Eber und fünfzig Muttersauen. Dazu etwa um die einhundertsechzig Stück Ferkel sowie achtzig Jungschweine.“

„Ich habe noch nie eine so große Schweineherde gesehen.“

„Hier in Schlesien gibt es erst wenige Großgrundbesitzer, die sich mit der Schweinezucht beschäftigen. Die Mutter unserer Frau Baronin stammt aus Ungarn, da betreibt man die Zucht schon seit längerer Zeit.“

Fedor nickte und Karl fuhr fort: „Der Familie Streselitz gehört das Anwesen bereits in der zweiten Generation. Der Vater des jetzigen Barons kam als Rittmeister mit den österreichischen Truppen der Kaiserin Maria Theresia 1734 nach Schlesien. Er schlug sich rechtzeitig auf die Seite des Preußenkönigs Friedrich und erwarb sich große Verdienste im Krieg, dafür wurde er geadelt. Zu dem Landsitz, hier in der schlesischen Kornkammer zwischen Oppeln und Breslau, gehören riesige Ländereien. Streselitz ließ in wenigen Jahren Schloss und Rittergut *Mooreichen* errichten.“

Stolz zeigte der Schweinehirte dem jungen Mann den großen Gutshof. Mit fast zweihundert Schweinen, einhundert Kühen und zwanzig Pferden, ein stattliches Anwesen.

Die Durchfahrt in den Vierseithof führte mittig durch das lange Stallgebäude. Daneben schloßen sich rechts die Scheune und links der Pferdestall, sowie die Remise und die Wirtschaftsgebäude an. Den Abschluss des etwa zweihundert Meter im Geviert großen Innenhofes bildete im Süden das Schloss der Herrschaften.

Fedor war von frühmorgens bis spätabends mit den Tieren beschäftigt. Er sog das Wissen des alten Knechtes regelrecht in sich ein.

Anfangs verstand er nicht, warum sich die Schweine, kaum dass er sie auf die Hutung scheuchte, im Schlamm wälzten. Karl erklärte ihm, dass sie so die Flöhe aus ihrer Wolle vertrieben.

Die Tiere liebten es, wenn er sie zwischen den Ohren oder auf dem Bauch kralte. Die Schlachtstage waren für ihn katastrophal und er verdrückte sich regelmäßig, wenn der Fleischer kam.

Als es wieder einmal so weit war, legte Karl seinen Arm um Fedor: „Es ist traurig, aber das Töten gehört dazu, Junge gewöhne dich daran. Hilf den Tieren, die haben Angst, hören und riechen was passiert. Sprich mit ihnen, du beruhigst sie damit und das Fleisch wird dadurch auch besser, zarter.“

Fedor achtete auf peinliche Sauberkeit bei sich, sprang, selbst im Winter, wenn der kleine See gefror, nach Feierabend ins Wasser und benutzte die eigenhändig gebaute Schwitzhütte.

„Irgendwann hast du, vor lauter schrumpfen, keine Haut mehr dran. Man kann es auch übertreiben!“, schüttelte sein Freund der Pferdestallbursche den Kopf.

„Ich rieche lieber nach Seife, als nach Schweinekot.“

Wenn er nach Feierabend in die Stadt fuhr, im schwarzgestreiften Anzug, weißem Stehkragenhemd, Fliege und

weißen Handschuhen, vermutete niemand den Schweineknecht in ihm.

Es war zwei Jahre später, die fünfzehnjährige Lohnmagd Adelheid Hammer kam auf den Hof. Für ihr Alter war sie schon prima entwickelt, groß und schlank, etwas schlaksig noch, aber eine Oberweite, die fast das Mieder sprengte. Die blonde Haarpracht war zu zwei Zöpfen geflochten und hochgesteckt. Das runde von Sommersprossen übersäte Gesicht zierte ein roter auffälliger Schmollmund.

Fedor verguckte sich in das hübsche Mädchen. Bei jeder Gelegenheit suchte er ihre Nähe.

Am Sonnwendfest 1837 gab er sich einen Ruck und sprach sie endlich an: „Jungfer erlaubt ihr, dass ich euch zum Tanz führe?“ Adelheid lachte lauthals.

Lacht sie mich aus? Erschrocken wollte Fedor einen Rückzieher machen.

„Nein, bleib – liebend gerne tanze ich mit dir!“

Sie hatte schon lange darauf gewartet, nur seine umständliche Frage erheiterte sie.

Oft hatte sie sich überlegt, die Initiative zu ergreifen. Er war einfach zu schüchtern.

„Warte ab“, hatte Annamaria, die Küchenmagd sie gebremst, „der kommt schon in die Gänge.“

Adelheid nahm die Beziehung in die Hand. Zwei Jahre später und hochschwanger führte *sie* den Bräutigam zum Altar.

Im achten Monat erlitt sie eine Fehlgeburt.

Endlich am 13. Januar 1840 wurde der langersehnte Stammhalter geboren. Freudestrahlend hielt Fedor den Jungen hoch.

„Hier seht, unser Friedrich!“, damit präsentierte er seinen Sohn der Taufgemeinde.

Es war eine schwere Geburt, Adelheid hatte viel Blut verloren, zwölf Tage später starb sie im Kindbett.

Trotzdem blieb Fedor positiv, hatte für jeden ein gutherziges Wort, freute sich an dem Kind.

Die Jahre vergingen, Fedor war sehr nachsichtig mit seinem Sohn, verzärtelte den geradewegs. Erzog ihn zum Mann und künftigen Schweineknecht, dies misslang ihm vollkommen. Friedrich war ein Eigenbrötler, ihm fehlte nicht nur die Mutter, sondern auch ein Vater, der ihm sagte, wo es lang ging. Der Junge hatte die große kräftige Statur seines Vaters, überdies die blonden Haare sowie die hellblauen Augen der Mutter geerbt, aber nicht deren Zielstrebigkeit und freundliches Gemüt. Friedrich war ein Verweigerer, lernte nicht in der Schule, war unzufrieden, schimpfte auf jeden und alles, beschuldigte immer die anderen.

Fedor diskutierte gerne nach dem Gottesdienst mit seinem Freund, dem Pater Reuther bei einer Tasse Kaffee, verschiedene Bibelstellen. Oft klagte er ihm sein Leid: „Ich weiß nicht, was ich mit dem Jungen noch anfangen soll, er arbeitet nichts Richtiges, hockt nur herum, ist zu Jedermann ruppig.“

„Lass ihm Zeit, das wird schon“, erwiderte der Pfarrer, „er braucht etwas länger zum Erwachsenwerden.“

„Du hast gut reden, wie lange noch? Andere sind mit Zwanzig schon verheiratet und tragen Verantwortung“, Fedor hob resigniert die Arme, „Ich habe einen grantigen Nichtsnutz daheim rumhocken, dazu einen der stinkt wie ein Iltis. Er wäscht sich nicht, läuft nach der Arbeit weiter in den dreckigen Stallklamotten herum.“

„Hättest dir doch wieder eine Frau nehmen sollen, dem Jungen fehlt schlichtwegs die erziehende Hand und die Fürsorge einer Mutter.“

„Da hatt´ sich nichts gefunden, keine kann mir die Adelheid ersetzen.“

„Du gibst Friedrich immer noch unbewusst die Schuld an Adelheids Tod. Lass los, leg alles in Gottes Hände. Es war der Wille des Herrn, der deine Frau so bald zu sich heimgeholt hat.“

„Du hast leicht reden, du hast keine Kinder!“

„Stimmt! Trotzdem mach Frieden, vergib Friedrich, du hast nur den einen, nimm ihn so, wie er ist!“

Fedor sinnierte die halbe Nacht über das Gespräch. Er nahm sich vor, zukünftig mehr Verständnis und Geduld aufzubringen.

## Mooreichen 1873 – Inge und Friedrich

Eine Familie in zerlumpten Klamotten kam mit ihren drei Kindern auf den Gutshof. Der junge Baron von Streselitz, trat aus dem Pferdestall und fragte grob: „Was wollt ihr hier, für Bettler gib es nichts.“ Er hatte, nachdem sein Vater im letzten Jahr verstorben war, das Gut Mooreichen übernommen.

„Nein, werter Herr, wir betteln nicht! Braucht ihr vielleicht eine junge Dienstmagd? Hier unsere Älteste, sie heißt Inge, sie ist fleißig und folgsam.“ Damit deutete er auf ein schwächliches in schmutzige Lumpen gehülltes Mädchen.

„Nein bitte, ich will nicht! Lasst mich bei euch“, bettelte die etwa Achtjährige.

„Kind, du must jetzt tapfer sein, es geht nicht anders“, der Mutter liefen die Tränen über das Gesicht, „Wir können dich nicht mehr mit durchfüttern, sonst verhungern wir alle. Du bist doch ein großes Mädchen, Sorge für dich selbst. Hier hast du es bestimmt gut!“

Inge schmiegte sich an die Mutter, der Vater packte unsanft ihre schmutzige Hand und zog sie fort: „Für fünf Goldmark gehört meine Kleine euch, ihr könnt mit ihr tun, was ihr wollt.“ Zweideutig zwinkerte er dem Gutsherrn zu.

Mittlerweile war der Verwalter zu der Gruppe getreten.

„Herr Baron, jetzt, nachdem die alte Resi gestorben ist, fehlt eine junge Magd in der Küche. Das Kind füttern wir, dann wird sie kräftiger.“

„Drei Mark, keinen Pfennig mehr! Schlagt ein!“, angewidert hielt Streselitz dem Mann die Hand hin, der zögerte kurz und schlug ein.

„Peter zahl ihn aus und schick das Kind in die Küche!“, hinter vorgehaltener Hand flüsterte er ihm noch zu, „Sich zu, dass dieses Lumpengesindel gleich den Hof verlässt.“



Der Verwalter zählte die Münzen dem Mann auf die Hand, der packte sie in seinen Beutel und verließ schleunigst den Gutshof.

„Man weiß ja nie, große Herren überlegen es sich oftmals wieder anders“, flüsterte er seiner Frau zu und trieb sie mit den Kindern zur Eile an.

Fedor, war im Februar 1873, unmittelbar Zeuge dieses Handels. Schüttelte den Kopf, wenn er daran dachte, wie traurig die Kleine sehnsüchtig ihren Eltern nachgeschaut hatte. In seinen Augen grenzte das schon an Sklavenhandel, er verstand Menschen nicht, die ihre eigenen Kinder verkauften. Das käme ihm nie in den Sinn.

Inge Sofia Rudnik fügte sich in ihr neues Leben ein, sie blühte auf. Die Arbeit gefiel ihr, die Küchenmamsell Alex erklärte ihr die Örtlichkeiten sowie ihre künftigen Aufgaben.

Später brachte sie ihr sogar etwas Lesen und Schreiben bei: „Bei uns darfst du dies in der Küche lernen, so hat es bereits der alte Herr Baron angeordnet.“

Sie zeigte dem Mädchen den großen Gutshof, erklärte ihr, die zukünftigen Arbeiten und Abläufe.

„So, sei's drum, jetzt heißt es sich sputen, genug gequatscht.“ Sie schob der Jungmagd einen großen Korb Kartoffeln zu: „Bis Mittag müssen die alle geschält sein. Heute gibt es für die Dienstboten Bratkartoffeln mit Kraut.“

Das Essen für die Herrschaften bereitete die Küchenchefin Alex eigenhändig zu. Inge war für die bescheidenen Mahlzeiten der Angestellten zuständig.

Das Mädchen entwickelte sich langsam zu einer jungen Frau. Sie lernte fleißig und manchmal durfte sie alleine das Essen zubereiten.

„Inge ich bin überrascht, wie fabelhaft du dich in den letzten Jahren eingelebt hast. Du wirst einmal eine exzellente Partie abgeben“, neckte sie die Köchin.

Beim Ausleeren des Küchenabfalls auf dem Misthaufen bemerkte sie den Schweinehirten das erste Mal und wechselte ein paar belanglose Worte mit ihm. Sie dachte sich nichts dabei, war nur freundlich zu dem über zwanzig Jahre älteren Mann. Ab und zu begegneten sie sich im Hof. Legte er es darauf an, passte er sie ab? Immer hatte sie ein paar nette Worte für ihn, genauso wie zu jedermann.

Spät abends war sie, wie alltäglich, auf dem Weg zur Misten und zog davor ihre Schuhe aus, damit die nicht schmutzig wurden. Sie klemmte den Zipfel ihres langen Rockes hoch in den Gürtel, rannte den Brettersteig vom Dunghaufen rauf und leerte oben auf dem dünnen Brett balancierend ihren Abfalleimer aus. Der Gestank schüttelte sie jedes Mal, sie versuchte, die Luft anzuhalten, um nicht zu atmen. Eilig lief sie herunter, direkt zum Brunnen an der Scheune, wusch sich wie gewohnt die verschmutzten Füße und spülte ihren Eimer aus. Sie roch ihn eher, als das sie ihn sah. Er stand plötzlich hinter ihr, hatte sich heimlich angeschlichen. Erschrocken wich sie einen Schritt zurück.

Friedrich packte sie mit seinen kräftigen Händen an der Schulter, drängte sie in Richtung Scheune.

„He Mädchen stell dich nicht so an! Du willst es doch auch!“ Sie versteifte sich und versuchte sich zu befreien: „Was will ich? Ich, nein, lass mich, ich muss in die Küche.“

„Was ist los mit dir? Mit deinen schönen Worten verdrehst mir den Kopf und nun willst du nicht“, rabiab schob er sie in die Scheune, warf sie grob ins Stroh. Inge schrie entsetzt auf und versuchte zu fliehen. „Halt die Klappe, du dumme Gans.“

Meinst vielleicht, du bist was Besseres, nur weil du in der Küche arbeitest!“

Gewaltsam drückte er sie zu Boden, zerrte ihr derb den Rock hoch, drang brutal tief in die sich verzweifelt Wehrende ein, dabei grunzte er wie seine Schweine. Die Vierzehnjährige wusste überhaupt nicht, was mit ihr geschah.

„Nein, nein - lass mich!“, schluchzte sie.

Je mehr sie bettelte, umso wilder wurde er. Rechts und links verpasste er ihr Ohrfeigen, schlug ihr roh auf den Mund, ihre Lippen sprangen auf, bluteten.

Sie schrie laut kreischend: „Hilfe! - Hilfe!“

Er lachte hämisch, hielt ihr den Mund zu: „Miststück sei endlich still!“

Wie aus dem Nichts stand unvermittelt der *Schweizer*<sup>9</sup> Robert in der Tür, er hatte die Schreie bis in den Kuhstall gehört.

„Friedrich, du Schweinehund!“ Er riss ihn von der jungen Frau runter.

„Mädchen, Mädchen, was hast du getan?“, er half der heftig Zitternden auf.

„Ich, ich weiß nicht“, stotterte sie schluchzend, „ich - ich habe nichts gemacht, der hat mich von hinten überfallen!“ Empört und wütend deutete sie auf den Schweinehirten.

Robert nahm sein Taschentuch und drückte es Inge auf den Mund, „Hier trockne das Blut ab!“

„Danke!“ Vorsichtig tupfte sie sich die Lippen ab.

„Warum läufst du auch so herum!“ Er deutete auf ihren noch im Gürtel steckenden Rock. „Ihr jungen Dinger denkt euch nichts dabei, lauft so herum, reizt uns Männer mit euren bis übers Knie nackten Beinen.“

Fassungslos starrte sie den Mann an.

„War doch nur wegen des Schmutzes auf dem Misthaufen, damit mein Rock sauber bleibt. Es war bestimmt nicht meine

---

<sup>9</sup> Melker, Viehhüter, Stallknecht

Schuld!“ Tränen kullerten ihr übers Gesicht, sie schniefte und lief heulend in die Küche. Knallte den Eimer hin, den sie die ganze Zeit am Henkel festgehalten hatte.

„Was ist passiert?“, fragte die hinzueilende Spülmagd.

„Nichts, bin nur hingefallen, ich geh jetzt in meine Kammer.“ Sie schrumpfte sich in ihrer Waschschüssel das Blut und den Schmutz ab, bis alles wehtat. Der Ekel blieb, den konnte sie nicht so einfach abwaschen.

Was habe ich falsch gemacht, war doch immer nur freundlich zu ihm? Leise heulte sie sich in den Schlaf.

Wochen später bemerkte sie, dass ihre Blutungen ausblieben. In ihrer Verzweiflung vertraute sie sich der Küchenmamsell an.

„So ein Scheißkerl, der wird dafür gerade stehen. Komm mit, wir berichten dies der alten Baronin.“

Drei Wochen später wurden die beiden vom Pfarrer getraut. Niemand hatte Inge gefragt, ob sie heiraten wollte, es wurde über ihren Kopf hinweg beschlossen. Das ist Sünde, wenn man einen Mann vor der Ehe verführt und dann ein Kind bekommt.

Sie fügte sich, genauso wie damals, als ihr Vater die Achtjährige hierher verkauft hatte. Inge hatte ihre Eltern nie wieder gesehen.

Im Spätsommer 1878 wurde ihre Tochter Frieda geboren, dann folgten in schnellen Abständen Sabine und Johann.

Sie klagte der Küchenmamsell ihr Leid: „Ich will nicht jedes Jahr ein Kind von diesem Saufbold. Was soll ich machen? Wenn ich mich ihm verweigere, schlägt er mich grün und blau.“

„Rede mit der Hebamme, die weiß da Rat.“

Einzig ihr Schwiegervater Fedor, der alte Hirte, gab ihr Trost, stand ihr bei, wenn ihr Mann wieder einmal brutal wurde.

Er tadelte seinen Sohn: „Was bist du nur für ein Mensch? Du hast eine anständige fleißige Frau, warum schlägst du sie? Ich habe deine Mutter nie geschlagen.“

„Was geht’s dich an. Hör auf, dich einzumischen! Das ist meine Frau und mit der kann ich tun und lassen, was ich will!“

Inge flehte ihren Schwiegervater an: „Vater, bitte lass es sein, jedes Mal, wenn du ihn tadelst, muss ich es büßen, dann prügelt er mich brutaler.“

Die Zeit verging, Fedor wurde im März neunundsechzig Jahre alt, war zufrieden. Im Sommer würde sein Sohn, die mittlerweile auf über zweihundert Stück angewachsene Schweineherde übernehmen. Freilich würde er ihm weiterhin dabei helfen, aber die Hauptarbeit lastete dann auf Friedrich. Fedor übernahm schwerpunktmäßig die Stallungen und die Räumerei. Der Schinken war auf den Märkten in Schlesien, ja selbst in Berlin der Renner.

Fedor schaute auf ein reiches und erfülltes Leben zurück. Wenn er zurückdachte, stimmte es ihn traurig, dass seine Frau so bald verstorben war. Fast täglich wechselte er die Blumen auf ihrem Grab, besprach Probleme mit ihr – *was hätte Adelheid dazu gesagt.*

Einzig allein Friedrich bereitete ihm Kopfzerbrechen.

An seiner Schwiegertochter und den drei Enkelkinder hatte er viel Freude. Die beiden Mädchen halfen schon ihrer Mutter im Haushalt und der kleine Johann lief dem Opa wie ein Hündchen hinterher.

Fedor verbrachte wie so oft, seinen Feierabend in der Schwitzhütte. Genoss den mit Fichtennadeln und Heublumen angereicherten Dampf.

„Grüß dich Vater, heute brauche ich auch ein Dampfbad.“  
Inge betrat die Hütte.

„Komm nur herein, gieß aber bitte noch einmal kräftig auf.“  
Sie bückte sich nach dem Wasserschöpfer, dabei verrutschte ihr Handtuch und Fedor sah den geschundenen Körper, überall Blutergüsse, alles grün und blau: „Dieses Schwein, was hat er dir angetan?“

„Nichts, lass! Misch dich bitte da nicht ein!“

„Nein, so geht das nicht weiter! Der schlägt dich noch tot!“  
Wutentbrannt verließ Fedor die Sauna und suchte seinen Sohn. Er fand ihn im Saustall sturzbesoffen im Stroh liegen.

„Scheißkerl!“ Wütend goss er dem Suffkopf einen Eimer eiskaltes Wasser über. Der grunzte nur und schlief weiter.

Fedor wandte sich ab, lief zum Weiher und sprang in den kalten See.

Im Schnee- und Eiswinter 1885, rutschte Fedor beim Baden unglücklich im kleinen See unter das Eis. Es dauerte lange, bis die Helfer ihn befreiten. Der fast Neunundsechzigjährige erlitt aufgrund des Sauerstoffmangels einen Hirnschaden, blieb geistig für immer abwesend und auf Pflege angewiesen. Seine Schwiegertochter sorgte für ihn.

„Ihr müsst mir beide dabei helfen, ich schaffe es nicht alleine“, bat Inge ihre zwei Töchter. Die halfen ihr, so gut es ging. Sie fütterten und beaufsichtigten gerne ihren Großvater. Als er noch gesund war, hatte er oft kleine Tiere für sie geschnitzt und ihnen Geschichten vorgelesen.

Mürrisch erledigte Friedrich nun alleine die Arbeit als Schweinehirte. Der neue Verwalter hatte ihn nicht gefragt. Es war

selbstverständlich, dass der Sohn, die Aufgaben des Vaters mit übernahm.

Täglich bei Sonnenaufgang trieb er fluchend die Schweine auf die Hutung, schnauzte jeden an, der ihm über den Weg lief. Er vergriff sich einmal beim Baron im Ton, da drohte dieser ihm mit Rausschmiss, „Ich bin nicht auf solche Sauf- und Querköpfe wie dich angewiesen! Dein Vater war ein ganz anderes Kaliber, auf ihn konnte man sich verlassen, hättest dir lieber ein Beispiel an ihm nehmen sollen. Du bist nur ein ungehobelter Taugenichts.“

Brummend drehte sich der Schweineknecht um, ließ Baron von Streselitz einfach stehen und scherte sich nichts um dessen Schimpftirade.

Mit seinen knapp fünfundvierzig Jahren sah Friedrich schon aus wie ein alter Mann mit Siebzig, das faltige Angesicht braun gebrannt von der täglichen Arbeit im Freien. Schmutz hatte sich in den tiefen Furchen seines Gesichtes festgesetzt.

Der einst stattliche Mann war mit den Jahren immer dürrer und griesgrämiger geworden. Er sprach ein abgehacktes, mit polnisch und jiddisch durchmischtes Deutsch. Bemühte sich nicht etwas zu lernen. War mit sich und der Welt unzufrieden, hätte gerne mehr erreicht. Dazu bedurfte, es aber einer gewissen Anstrengung, für die er nicht bereit war sich einzusetzen. Gab allen anderen die Schuld an seinem verpfuschten Leben. Die ehemals rotblonde Lockenpracht war einer Glatze gewichen. Auf der immer eine speckige vor Schmutz strotzende Kappe saß, nur seitlich hingen ein paar lange Zotteln fahl und aschgrau schlampig herunter. Da der Bartwuchs bei ihm nicht so ausgeprägt war, sah er immer unrasiert aus. Die zu groß gewordene Kleidung schlotterte an ihm herum. Er ließ sich gehen, war ungepflegt, roch penetrant nach Schweinestall. Unzufrieden mit sich und der Welt gab er jedem die

Schuld an seinem miesen Leben, war ein aufbrausender jähzorniger Zeitgenosse. Widerrede vertrug er absolut nicht. Wenn Friedrich abends ins Wirtshaus ging, schloss sich die junge Frau mit ihren Kindern meist in der Wohnung ihres Schwiegervaters ein. Die Kleinen ängstigten sich vor dem wütenden betrunkenen Vater, der sie alle vier prügelte, wenn er sie erwischte.

Traurig beerdigten sie nach Ostern 1886 Fedor Scholty, ein von allen geschätzter freundlicher, friedliebender und arbeitssamer Schweinehirte. Gott hat ihn endlich erlöst, sagte der Pfarrer in der Predigt.

Friedrich verschwand gleich nach der Beerdigung.

Lange noch standen die Kinder am offenen Grab des Großvaters.

„Kommt, lasst uns heimgehen.“ Inge nahm ihre Kleinen in den Arm und drängte zum Ausgang des Friedhofes.

„Mama was wird nun, wer beschützt uns vorm Vater?“ ,fragend schaute die achtjährige Frieda zu ihrer Mutter.

„Wir reißen aus und verstecken uns!“ , schrie ihr Bruder angst-erfüllt.

„Johann sei still! Ich weiß nicht Kinder, wie es weitergehen soll.“ Die junge Frau nahm alle drei in den Arm.

Langsam trotteten sie nach Hause.

„Ich habe Angst, verkriechen wir uns in der Wohnung vom Opa und schließen die Tür ab.“ Sabine nahm ihren Bruder an der Hand und zog ihn hinter sich her.

„Halt bleib da! Heute oder morgen kommt euer Vater nicht zurück, er hat in der Schublade das Haushaltsgeld für diesen Monat gegrapst, nun wird er sich ordentlich die Hücke vollsaufen.“



## Mooreichen 1888 – Johann als Kind

Johann erinnerte sich gerne an den geliebten Großvater, er fehlte ihm. Mit allen seinen Sorgen und Nöten konnte er ihn behelligen. Immer hatte der ein gutes Wort oder eine Lösung parat.

Mit acht Jahren wusste er, dass er hier wegmusste, er wollte nicht wie seine Eltern in der Leibeigenschaft enden - obwohl es die offiziell nicht mehr gab.

Johann thronte auf einem etwa eineinhalb Meter hohen abgebrochenen Baumstumpf zwischen den Schweinen. Den schweren Eichenknüppel griffbereit neben sich, um die blöden gefräßigen Viecher, wie sein Vater sie nannte, abzuwehren.

Der kleine schwächliche, immer hungrige Junge trieb, jeden Mittag nach der Schule, die Ferkel auf die Eichenhutung.

„Hau ihnen eins aufs Kreuz, wenn sie nicht folgen“, wies sein Vater ihn an. Aber die etwa ein halbes Jahr alten Tiere gehorchten trotzdem nicht. Johann fand heraus, dass er mit Eicheln oder Zuckerrübenstückchen mehr Erfolg hatte. Wenn er losrannte und die Leckerstückchen fallen ließ, folgten ihm die Schweine mit lautem Grollen und Quicken von alleine. Am Gatterende rettete er sich, indem er schnell auf seinen Hochsitz kletterte.

Dort oben träumte er von einem besseren Leben. Er lernte eifrig lesen und liebte sich oft heimlich ein Buch aus der Bibliothek des Barons. Seit einem Jahr füllte er als einer von drei Feuerholzbuben, in aller Herrgottsfrühe vor der Schule, die Holzvorräte neben den Kaminen und Kachelöfen im Schloss auf. Johann war für die Bibliothek, das Speisezimmer und den grünen Salon zuständig. Oberstes Gebot war es für das Gesinde, nur die Dienstbotentreppe zu benutzen, also unsichtbar für die Herrschaften zu bleiben.

Anfangs murrte er, aber mittlerweile freute er sich darauf, sah darin seine Chance. Um genügend Zeit mit den Büchern verbringen zu können, sputete er sich, nahm größere Mengen Holz auf einmal. In der Bibliothek waren die Wände bis an die Decke mit weißen Holzregalen, nur unterbrochen von drei bis zum Boden reichenden Fenstern, mit Unmengen an verschiedenster Literatur gefüllt. Das geschickt ausgerichtete nördliche Oberlicht spendete die perfekte Lesebeleuchtung.

Heute war die schwarzgefleckte Herde gehörig aggressiv, Johann kletterte hurtig auf seinen Sitz und schlug sein Lieblingsbuch auf. Im vorletzten Monat hatte er die „*Die gesammelten Märchen*“, von Hans Christian Andersen das erste Mal gelesen. Die Geschichte: „*Der Schweinehirte*“ hatte ihn sofort angesprochen. Fasziniert betrachtete er die fantastischen bunten Bilder und fing an zu träumen:

*Er war der gutaussehende Prinz, der sich als Schweinehirte verkleidet hatte. Die Baroness bewunderte ihn, wollte unbedingt mit ihm spielen.*

*„Ach, du lieber Augustin“, trällerten sie gemeinsam, „alles ist hin ...“*

Jäh wurde er aus seinem Traum gerissen, als ihm das Märchenbuch aus der Hand rutschte und genau zwischen den Schweinen landete.

„Oh weh, wie konnte mir das passieren?“ Er hatte die Bücher immer sorgfältig in einen Einband aus Papier eingeschlagen, damit keine Flecken daran kamen. Erschrocken bemerkte er die zwei Jahre jüngere Baroness, Frederike, im hellblauen spitzenbesetzten Kleidchen. Sie schielte, den Tüllsonnenschirm drehend auf dem Weg zu den Pferden, zu ihm herüber und stolzierte weiter. Er streckte sich, um dem hintern Wald entschwindenden Mädchen nachzuschauen, hoffentlich hatte sie nichts bemerkt.

Die Tiere hatten sich sofort auf das Buch gestürzt, zerfetzten es und mampften alles auf.